Hilf mit!

Illustrierte Deutsche Schülerzeitung



Dezember Weihnachten 1940 Nr. 3/1940

Was weißt du von Griechenland?

Englands neues Opfer

Wer mit England geht, geht in den sicheren Abgrund. Diese Erkenntnis ist nun wohl schon Allgemeingut vieler europäischer Staaten. Und dennoch hat Griechenland sein Schicksal an das des britischen Empires gebunden. Es hat nichts gelernt aus dem Geschehen der vergangenen Jahre, Wochen und Tage. Das Schicksal Abessiniens, der Tschechoslowakei, Rotspaniens und Albaniens haben ihm ebensowenig die Augen geöffnet, wie der Zusammenbruch jener Staaten, die bereit waren, für England Söldner zu sein. Polen, Norwegen, die Niederlande, Belgien und Rumänien, ganz abgesehen von Frankreich, haben starke Einbußen durch Englands Schuld erlitten. Wo hat Griechenland seine Augen gehabt? Warum hat es sich in das Schlepptau Englands begeben? Warum?

Kurzsichtiges Griechenland

Jetzt spielen die Griechen für den Kriegstreiber Churchill dieselbe Rolle wie jene schwer erschütterten Staaten. Jetzt müssen Griechenlands Männer und Jünglinge zum Waffengang antreten und wissen nicht wofür. Schuld daran tragen die verantwortlichen Männer der Regierung. Sie haben gutgemeinte Mahnungen und Warnungen in den Wind geschlagen. Sie gingen, die Sicherheit ihres Volkes mißachtend, den Weg, den England ihnen wies. Mit sehenden Augen gingen sie in den Krieg hinein als Englands neuestes Opfer.

Sie vergaßen, daß England das griechische Volk schon 1917, damals noch gegen seinen Willen, in den Weltkrieg hineintrieb. Sie vergaßen, daß England sie zur Kriegserklärung zwang, und daß das griechische Volk schwere Opfer an Blut und Gut auf sich nehmen mußte. Sie vergaßen auch, daß Griechenland im Jahre 1920 von den Engländern zum Krieg gegen die Türkei aufgeputscht wurde. Es mußte kämpfen, bluten und wurde von dem durch die kemalistische Regierung neuerstarkten Türkentum schwer geschlagen. Der Bundesgenosse England aber hielt sein Versprechen nicht. Er setzte auch nicht einen einzigen Soldaten zu Griechenlands Beistand ein. Nein, das tat England nicht. Es sicherte nur seinen Besitz der Meerengen. Dafür durfte Griechenland bluten. Die Ereignisse des Jahres 1920 hätten den Griechen die Augen öffnen müssen. Wer so betrogen wird, der muß einen Schlußstrich ziehen zwischen sich und dem ehemaligen Bundesgenossen. Griechenland zog diesen Strich nicht.

Im englischen Fahrwasser

Griechenland lernte weder aus seiner eigenen Vergangenheit noch von den Ereignissen der letzten Jahre, daß die Briten ihre Bundesgenossen immer nur als Schlachtopfer auf dem Altar englischer Herrschsucht einsetzten. Es darf nicht vergessen werden, daß Griechenland während des Abessinienkrieges ein Abkommen mit England schloß, wonach es den Briten seine Häfen für den Fall eines Mittelmeerkrieges zur Verfügung stellen wollte. Wenn ihr euch die Mittelmeerkarte im Atlas betrachtet, so werdet ihr bald erkennen können, von welch unschätzbarer Bedeutung diese Maßnahme für England gewesen wäre. Der griechische Hof, verwandtschaftlich mit den Briten verwachsen, geriet völlig in das englische Fahrwasser. Italien siegte im Abessinienfeldzug. Griechenland aber blieb blind und folgte weiterhin den englischen Einflüssen.

Im März 1939 verkündete London in aller Öffentlichkeit die Einkreisung der Achsenmächte. Griechenland nahm eine englische Garantieerklärung an und bekannte sich damit zu den westlichen Kriegstreibern.

Letzte Warnung

Im Juni 1940 erklärte Italien durch den Duce seinen Kriegseintritt. Der Duce wandte sich damals in seiner Rede auch an Griechenland und betonte, daß Italien weder griechisches Land noch die griechische Selbständigkeit bedrohe. Dafür verlangte er von den Griechen die Einhaltung völliger Neutralität. Die Regierung in Athen mißachtete die Worte des großen Italieners. Sie hörte weder die für Griechenland so bedeutsame Zusage wie die letzte Warnung im anderen Falle heraus.

Griechenland glaubte den englischen Beistandsversprechungen. Es beschritt denselben Weg wie Polen, Norwegen, Holland, Belgien und Frankreich. Es griff zu denselben dummen Mitteln und mußte dafür zur Rechenschaft gezogen werden. Nicht umsonst forderte Griechenland das faschistische Italien heraus, nicht umsonst unterdrückte es die albanischen Minderheiten, nicht umsonst unterstützte es die englische Kriegführung im Mittelmeer. Dem mußte ein Ende gemacht werden.

Es ist verständlich, daß Italien diese griechische Haltung nicht länger mit ansehen konnte. Griechenlands feindselige Haltung verstärkte sich von Tag zu Tag. Ja, es war ein offenes Geheimnis, daß England die griechischen Inseln als Ausgangspunkt seiner Mittelmeerunternehmungen betrachtete. Englische Zeitungen, wie z. B. die „Times", sagten rundheraus: Diesmal muß Großbritannien den Achsenmächten zuvorkommen. Griechenland muß in englische Obhut kommen.

Schon trafen die Briten alle Vorbereitungen.

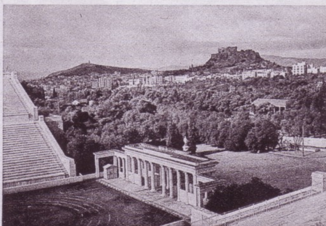
Italien schlug zu

Die Londoner Zeitung „Daily Telegraph" gab offen zu, daß von den englischen und griechischen Admiralstäben gemeinsame Pläne ausgearbeitet worden seien. Mehr als einmal wies Italien die griechische Regierung auf diese unhaltbaren Zustände hin. Aber Griechenland wollte oder durfte nichts hören.

So blieb dem faschistischen Italien nur ein Weg offen. Es stellte befristete Forderungen an Athen, die von Griechenland weder zeitlich eingehalten noch angenommen wurden. Da schlug Italien zu. Der italienische Wehrmachtsbericht vom 29. Oktober meldete, daß die in Albanien stehenden Truppen beim Morgengrauen die griechische Grenze überschritten und in unaufhaltsamem Vormarsch in das feindliche Gebiet eindrangen.



Die Hauptstadt Griechenlands, Athen von heute

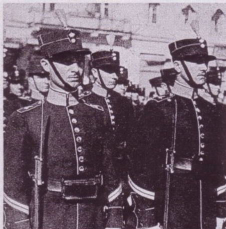


Athen — Eingang zum Stadion, im Hintergrund die Akropolis

Griechenland hat damit den Weg aller Bundesgenossen Englands gewählt. Es hat die letzte Warnung und das letzte Angebot, das ihm völlige Neutralität gesichert hätte, überhört und muß nun die Folgen seiner verantwortungslosen Politik tragen. So ist Griechenland das neueste Opfer der Briten geworden. Es rächt sich jetzt, daß die Griechen der verlogenen Propaganda der britischen Plutokratie Gehör schenkten. Jetzt ist es zu spät. — Was hilft ihnen nun schon die Botschaft, die der König von England an den griechischen König schickte. Er teilte ihm darin mit, daß England an der Seite Griechenlands stehe. Auch der Kriegshetzer Churchill sandte ein Telegramm, in dem er bedeutsam versicherte: „Wir werden Ihnen alle Hilfe geben, die in unserer Macht steht." So ähnlich lautete auch sein Versprechen an die Polen. So oder ähnlich sahen auch die Zusagen an Holland, Belgien und Frankreich aus. Armes Griechenland! Durch die Unfähigkeit deiner Regierung wirst du das neue Opfer Englands.

Englands Hilfe

Der versprochene Beistand sieht aber, nüchtern betrachtet, recht kläglich aus. Er begann mit der rein propagandistischen Unterstützung. Mit falschen Meldungen über englische Truppenlandungen auf Korfu, Patras usw. glaubten die Briten ihrem neuesten Opfer beste Hilfe zu leisten. Griechenland mußte schon in den ersten Tagen Niederlage auf Niederlage einstecken, die es, wie sein großer Bundesgenosse England, mit „strategischem Rückzug nach festgesetzten Plänen" begründete. England ist gar nicht in der Lage, den Griechen zu helfen, es hat genug mit sich selbst zu tun. Ja, es betrügt schon wieder seinen Bundesgenossen. Es stellte Truppen aus Auslandsgriechen zusammen und setzt diese nicht etwa in Griechenland, sondern auf dem afrikanischen Kriegsschauplatz ein. Dort können sie für Englands Geldsäcke verbluten. Der Kriegsverbrecher Nr. 1, Winston Churchill, hat in seiner letzten Unterhausrede angedeutet, daß Griechenland auf eine wirksame Hilfe Englands nicht rechnen könne. Noch deutlicher wurde die „Sunday Times". Sie schrieb wörtlich: „Unzweifelhaft befindet sich das britische Oberkommando im Mittelmeer in schwerer Verlegenheit. Wenn es Griechenland unterstützt, läuft es Gefahr, Ägypten zu verlieren. Der Zusammenbruch Griechenlands aber wäre ein nicht wieder gutzumachender Schlag für das englische Prestige." Das ist die typische britische Hilfe. Aber Griechenland wollte es ja nicht anders, und wer nicht hören will, muß fühlen.



Griechische Soldaten



Was wissen wir von Griechenland?

In erster Linie möchten wir natürlich über die Wehrkraft Griechenlands Bescheid wissen. Dazu ist zu sagen: Das griechische Heer besteht in Friedenszeiten aus etwa 85 000 Mann, es verfügt außerdem über etwa eine halbe Million ausgebildeter Reservisten. In Griechenland besteht die Allgemeine Wehrpflicht, die die Männer vom 21. bis 50. Lebensjahr umfaßt. Die Bewaffnung des Heeres ist mangelhaft. Die Aufrüstung ist völlig vom Ausland abhängig. Das ist für den Krieg denkbar ungünstig.

Die Luftwaffe besitzt schätzungsweise ein paar hundert (150 bis 300) veraltete Flugzeuge. Die Flotte umfaßt einen altersschwachen Panzerkreuzer, zehn Zerstörer, dreizehn Torpedoboote, sechs U-Boote und eine Reihe von Hilfsfahrzeugen.

Wenn auch in jedem Krieg der Mensch und Soldat der ausschlaggebende Teil ist, so macht eine derartig schlechte Rüstung auch den Einsatz der besten Soldaten sinnlos. Griechenlands einzigster Schutz ist sein für die Verteidigung des Landes günstiger Reichtum an Gebirgen und seine Armut an Straßen. Aber das wird für die Wehrmacht Italiens kein ernsthafter Gegner sein. Diese Schwierigkeiten werden sicher überwunden. Der Sieg Italiens ist unzweifelhaft.

Sonst ist über Griechenland zu sagen: Das Königreich hat einen Umfang von 130 000 Quadratkilometer und rund 6,8 Millionen Einwohner. Das Land ist seit dem Altertum wichtig als Brücke zwischen Asien und Europa. Die Bevölkerung beschäftigt sich in der Hauptsache mit der Landwirtschaft (Getreidebau, Weinbau, Ölbäume, Schaf- und Ziegenzucht). Die landwirtschaftlichen Erträgnisse reichen jedoch zur Ernährung der Bevölkerung nicht aus, daher ist der Handel, zu dem die Lage wie der Charakter der Bevölkerung hinweisen, von lebenswichtiger Bedeutung.

Zum Schluß sei noch Griechenlands Geschichte kurz aufgezeigt. Griechenland wurde im Jahre 146 vor unserer Zeitrechnung unter dem Namen „Achaja" römische Provinz. Bei der Teilung des Reiches kam es 395 an Ostrom. Im Mittelalter war es vorübergehend ein Teil des Lateinischen Kaisertums im Osten und des großen Venezierreiches. Später (1461 und in den darauffolgenden Jahrhunderten) eroberten die Türken das Land für sich. Erst 1829 wurde Griechenland durch einen siegreichen Aufstand wieder selbständiger Staat. 1832 wurde es Monarchie. Als der Weltkrieg ausbrach, verhielt es sich neutral. Seine Neutralität wurde aber von England und Frankreich nicht geachtet, sondern gebrochen. Die Truppen der Entente besetzten Saloniki. Die Versuche Griechenlands, nach dem Weltkriege neue Gebiete in Kleinasien zu erobern, scheiterten. Als Folge auf diese erfolglosen Versuche brachen Unruhen im Innern des Landes aus. 1924 wurde Griechenland Republik. Erst elf Jahre später, 1935, kehrte Georg II. aus London als König zurück. Unter seiner Führung trieb Griechenland in den Krieg Englands gegen die Achsenmächte hinein. Griechenlands Ministerpräsident sah „mit voller Zuversicht zu dem großen, heldenhaften alliierten England" auf und sagte ausgerechnet zu Churchill: „England hat keinen würdigeren Führer als Sie!" Das ist das Bekenntnis Griechenlands, das jetzt seinem gerechten Schicksal entgegengeht. —g—

Was wir erlebten

Unsere Leser berichten für ihre Freunde Geschichten

Mein Schwager in Frankreich

Mein Schwager ist schon über ein Jahr Soldat. Er hat den Krieg in Frankreich mitgemacht. Meine Eltern und wir Geschwister warten jeden Tag auf Post. Aber wir mußten lange warten. Doch endlich kam ein Feldpostbrief. Wir freuten uns sehr. Mein Schwager lag in den Ardennen-Wäldern. Er schrieb, daß sich die Kolonialtruppen in den Wäldern festgesetzt hätten. Sie saßen mit Maschinengewehren auf den Bäumen und wären von unten kaum zu sehen. Dadurch ist mancher deutsche Soldat ums Leben gekommen. Doch alle deutschen Soldaten haben sich tapfer gehalten und die Wälder von den Schwarzen gesäubert. Später hat mein Schwager noch in den Argonnen-Wäldern gekämpft. Als der Krieg mit Frankreich zu Ende war, kam er in Urlaub. Er hat uns sehr viel erzählt. Seine kleine Tochter freute sich sehr, daß sie ihren Vater wiederhatte. Doch es war schade, daß er wieder weg mußte, denn ich hörte gerne die vielen Geschichten, die er erzählte. Ob er wohl zu Weihnachten kommt?

Margarete Kötter.

Wir sammelten Heilkräuter

Wir bekamen Ferien. Die Lehrerin gab uns den Auftrag, bis zum Schulanfang Haselnußblätter zu sammeln und zu trocknen. Als der erste Schultag heranrückte, waren meine Blätter längst trocken. Ich stopfte sie in einen Sack und nahm sie mit in die Schule. Dort leerten wir die Körbe und die Säcke aus. Es gab vier große Säcke voll mit dem Gewicht von 10¾ Kilogramm.

Am anderen Tag war Regenwetter. Als die Lehrerin den Auftrag stellte, die Haselnußblätter nach Gomaringen in die Schule zu bringen, meldeten sich Willi, Karl, Waldemar und ich. Nach der Schule holten wir zwei Wägelchen und ein paar Säcke und Tücher zum Zudecken. Dann luden wir auf und deckten die Haselnußblätter fest zu, daß sie nicht naß würden. Nun konnte es losgehen. Die Fahrt im Regen verlief auf der Hinfahrt gut. In Gomaringen kamen die Schulkinder schon von der Schule heim. Da kamen wir also schon zu spät. Der Lehrer war nicht mehr da. Wir stellten unsere Wagen unter ein Vordach, ließen den Waldemar als Wache zurück und suchten die Lehrerwohnung. Der Lehrer sagte, wir sollten unsere Säcke in die Schule stellen. Da gingen wir eben den gleichen Weg zurück, deckten die Haselnußblätter ab und legten sie auf ein paar Schulbänke. Für den Heimweg hatten wir die Wahl zwischen einem steilen Treppenweg und einer langen Fahrstraße. Wir entschieden uns für den Treppenweg. Einer ging an die Deichsel, einer hängte sich hinten an den Wagen, und so kamen wir gut unten an und machten uns gleich auf den Heimweg. Wir kamen recht naß, aber ohne Unfall, heim. So hatten wir einmal wieder unser Teil geschafft.

Hubert Holzner.

Ein Soldat erzählt in der Schule

Im Mai hatte unser kleines Dörfchen Einquartierung. Nach ihrem Abmarsch wanderten von unseren Schulklassen Briefe, Aufsätze, Photographien, Gedichte, Zeichnungen und Päckchen an den Pionierzug. Dicke Feldpostbriefe mit Kriegserlebnissen aus Frankreich bekam die einklassige Volksschule. Anfangs September stattete einer unserer Pioniere unserer Schule einen Besuch ab. Er erzählte, daß sein Zug im Juni beim Übergang über den Aisnekanal eingesetzt war. Zuerst mußten sie deutsche Infanterie in Schlauchbooten über den Kanal bringen, dann wurde Munition und anderes Gerät über den Kanal geschafft.

An der anderen Seite des Kanals bekamen sie von den französischen Baumschützen Feuer. Gegen Abend verschanzten sie sich hinter einem Waldhügel. Am nächsten Tag hatten sie den Befehl, eine Brücke zum Übergang deutscher Artillerie zu bauen. Die Pioniere machten sich an die Arbeit und nahmen dabei französische Baumschützen gefangen, die ihnen dann die Brücke vollends bauen halfen. Einen Tag später fuhr schon deutsche Artillerie über ihre neugebaute Brücke. Wir Schüler würden uns freuen, wenn wir recht oft so braven Besuch bekämen.

Liselotte Hoch.



Der Gabentisch



Das Pfefferkuchenhaus

Weihnachtslicht ruft

Von Henrich Hansen

Der Weihnachtsabend wird in Nordfriesland ganz besonders stimmungsvoll gefeiert. So war die Feier vor und nach der Einführung des Christentums stets gleich. Nicht allein, daß lange Wochen vorher sich alles auf diesen Tag vorbereitet, auch nicht, daß Tannengeruch und der Duft gebratener Äpfel Feierstimmung für die Jugend zaubert, nein, das ist es alles nicht, was diesen Abend auszeichnet. Es ist vielmehr das Sehnen vieler friesischer Eltern und Kinder, Mütter und Frauen viele Wochen vor dem Fest hinaus auf das weite Meer. Sie sehen wahres Festesglück in dem einen Geschenk, Vater, Mann oder den Bruder am Abend des Festes gesund unter sich zu haben. Wie oft habe ich als Kind erlebt, daß noch am Morgen des 24. Dezember, während Graupelschnee vom Himmel rieselt, langsam ein Schiff in den Hafen lief und noch wenige Minuten nach dem Entzünden des Baumes einer — den Seesack auf die Schulter geworfen — vom Bahnhof her schwer zu einem Fischerhause schritt. Wenn der Baum am Abend dann entzündet wurde, stellte man ihn in den Häusern, wo die Sehnsucht zu Gast war, stets so, daß sein Schein durch die kleinen Fenster weit übers Meer hinflog. Das Licht sagte den Menschen im Dorfe: „Der Gert oder der Jan oder sonst noch irgend jemand ist nicht daheim zum Fest, damit ihr es wißt!" Und die den Schein auf See sahen und selber nicht heim konnten, waren wohl durch dies traute Licht ein wenig getröstet. „Ihr seid nicht allein hier draußen", so meldete es ihnen, „sondern aus diesem Haus fährt auch ein Junge noch durch die Weihenacht dem Hafen zu!" Ich habe es aber nur, wie gesagt, selten erlebt, daß jemand, durch den Schein solchen Lichtes gerufen, doch noch rechtzeitig zum Fest kam. Trotzdem standen die Bäume immer wieder Jahr für Jahr an den Fenstern und riefen.

Ich bin oft — die Hand in die des Vaters gelegt —, wenn die Kerzen schon entzündet waren in den Häusern, durch unser Dorf geschritten. „Wir wollen ein wenig Weihnacht atmen", so sagte Vater dann wohl, wenn wir fortgingen. Und wenn wir heimkamen: „So, nun ist auch das Fest für dich da, mein Junge!" So schritt ich auch einmal wieder an seiner Seite — es war um die Jahrhundertwende — durch die stille Nacht. Wir waren an manchem beleuchteten Fenster vorbeigekommen, hatten den herben Tannenduft gespürt und das Singen der Weihnachtslieder vernommen. Ich mag damals sicher sehr stark heimwärts gedrängt haben, heim zu dem Gabentisch, der für mich nun wohl schon fertig von der Mutter bereitet war. Aber da trat noch plötzlich aus dem Blaudunkel der stillen Nacht ein Mann auf uns zu. Ich glaube, ihn noch heute vor mir zu sehen: die Schiffermütze mit Schnee bedeckt, den hochgeschlagenen Jackenkragen zerrissen. So glaube ich ihn mir heute noch vorstellen zu können. Er sprach meinen Vater an. Was er sagte, weiß ich nicht mehr; nur daß die Hand des Vaters mich plötzlich losließ und sich schwer auf die Schulter des Mannes legte. Ja, das weiß ich noch genau. Dann war es eine Weile ganz still. Der Vater schlang dann den Arm um den Mann und führte ihn heim in unser Elternhaus. Erst im Licht sah ich dem Fremden ins Gesicht. Es schien mir, als ob er irgendwie ähnliche Züge des Vaters trüge. Ich habe ihn deshalb „Onkel" genannt, wie wir ja alle fremden Männer daheim Onkel nannten. Den ganzen Abend saß er still bei uns am Tisch und sah nur auf den Kerzenschein. Und als dieser verloschen war, gingen der Fremde und mein Vater nach draußen. Vater kam dann bald still allein zu uns zurück. Meine Mutter weinte ein wenig, nahm mich in ihren Arm und sagte feierlich: „Möge es dir im Leben niemals so ergehen wie dem Onkel Thomas!" Erst viel später habe ich dann erfahren, wer in dieser Nacht bei uns gewesen war. Es war kein Bruder meines Vaters, sondern nur ein entfernter Vetter aus Vaters Sippe. Die große Sehnsucht aller Friesen in die Weite hatte ihn vor Jahren, so hörte ich, nach draußen getrieben. Sechs Jahre hatte seine Mutter um ihn gebangt. Diese sechs langen Jahre der Not, des Kummers hatten ihr das Herz gebrochen. Der Mann hatte nichts erreicht in der weiten Welt, sondern war — so sagte man bei uns — „unter die Räder gekommen". Kaum, daß er noch seinen ehrlichen Namen und den zerrissenen Rock mit heimbringen konnte. Er hatte sich seine Heimkehr anders gedacht. Doch die große Sehnsucht war stärker als alles gewesen um die Weihnachtszeit. Auf eine kleine Hallig vor der Küste war er geflüchtet. Dort wollte er noch einmal eine Weihenacht erleben, von dort auf das Fenster der Mutter schauen, das ja an diesem Abend erleuchtet sein mußte. Die Dämmerung war gekommen. Es war Abend geworden. Das Licht war nicht entzündet. Da war der Mann über den winzigen Steinweg, zum Teil durch das eiskalte Wasser watend, zum Festland gegangen. Und als er vor dem Hause stand und ins Fenster schaute, drang Kinderlachen aus dem Zimmer zu ihm her. Dann hörte er eine fremde Frauenstimme und die eines Mannes. Die Stimme der Mutter hörte er nicht. So hatten wir ihn auf der Straße getroffen — mein Vater und ich. Als ein Einsamer und Ruheloser war er auch von uns fortgegangen am Abend des Lichtes. Die Heimat rief ihn nicht mehr.

Vierzehn Jahre später feierte ich mit meinen Soldaten draußen an der Front das Weihnachtsfest. Meine Gedanken gingen oft zurück in unser stilles Dorf in Friesland. Als ich später in der Nacht durch die Unterkünfte schritt — die Kerzen an den Bäumen in den Quartieren waren schon erloschen —, stand plötzlich ein Landwehrmann vor mir. Wir stutzten. Er sah mich lange an, und auch in mir kam eine Erinnerung auf, die irgendwo zur feierlichen Stunde eine Stätte haben mußte. Sie fand sich in jenem Weihnachtsabend, von dem ich vorhin berichtete, wieder. Es war dasselbe Gesicht, das ich damals im Kerzenschein im Hause meiner Eltern gesehen hatte. Etwas älter zwar heute und frei von der Zerrissenheit von damals. Wir sprachen lange miteinander, der Mann, der unserer Sippe angehörte, und ich. Er erzählte mir von seinem Leben. Noch in derselben Weihnachtsnacht, als er uns verlassen hatte, war er an das Grab der Mutter gegangen, dann einen neuen Weg, der ihn zum Erfolg und wohl auch zum Frieden geführt hatte. Er wohnte nun in Berlin und hatte ein großes Geschäft, eine liebe Frau, gesunde Kinder. Aber stets, so erzählte er mir, wenn die Kerzen an den Bäumen entzündet würden, müsse er an jenen Abend denken, da er von der Hallig hinaus aufs Festland geschaut und den Kerzenschein aus dem Zimmer der Mutter ersehnt hatte. Ja, das war nun schon lange her. Lange standen wir so beisammen und sprachen miteinander. Und als ich dann durch den tiefen Schnee unter dem leuchtenden Sternenhimmel hindurch in mein Quartier schritt, war es mir, als sei durch diesen Mann ein Stückchen Heimat in meinen Unterstand nach Rußland getragen. Und es war mir auch, als habe meine Mutter heute am unverhangenen Fenster gestanden und den Lichtschein hinausgeschickt zu ihrem Sohn bis hierher.



Kasperle kommt!
Das WHW. bringt im Dezember hübsche, kleine geschnitzte Figuren heraus. Jeder wird noch einmal so gern spenden. Jeder hilft dem WHW.

Die beiden Weihnachtsbäume

Ein Märchen von Dr. Karl Hey

Am Südhang des Breitenberges liegt eine Fichtenschonung, nicht sonderlich groß, aber es wachsen dort die schönsten Weihnachtsbäume. Jedes Jahr um die Weihnachtszeit erscheint der Förster dort und hält Musterung ab unter seinen Bäumen, und die am schönsten und geradesten gewachsen sind, läßt er umschlagen und nach der Stadt schaffen, damit sie den Menschen zum Christfest im Glanze der Lichter Freude und Festlichkeit ins Haus bringen.

Unter all den Fichten der ganzen Schonung steht eine Tanne. Sie ist rank und schlank gewachsen und überragt weit alle Fichtenkinder um sich herum, auf die sie stolz hinabblickt. Sonderlich beliebt ist sie nicht in ihrer Umgebung, denn sie beansprucht immer das meiste Licht und die schönste Sonne für sich. Den kleinen Fichten in ihrer Nähe saugt sie mit ihren Wurzeln soviel Nahrung und Feuchtigkeit weg, als sie irgend kann.

Aber das ist es nicht allein, was die Fichten gegen die Tanne aufgebracht hat, daß sie mehr für sich beansprucht, als jede Fichte zum Leben braucht. Sie sind daran gewöhnt, daß der Stärkste auch das meiste Recht zum Leben hat und daß die Schwächlinge kümmern und eingehen. Nein, was sie am meisten an der Tanne ärgert, ist ihre stolze Art und ihr Hochmut, mit dem sie auf die kleinen Fichten hinabschaut. Darum gönnen sie es ihr auch, daß der Förster sie bisher nicht als Weihnachtsbaum ausgewählt hat, während von den unscheinbareren Fichten schon viele hinausgewandert sind aus dem stillen Walde, weit fort in das tiefe Tal zu den Häusern der Menschen.

Obwohl keine der Schwestern jemals in den Wald zurückkehrte, um von ihren Erlebnissen zu erzählen, so glauben doch alle, daß dort unten im Tal der Menschen eitel Glück und Frohsinn herrscht. Auch ein wenig Neugier ist dabei, wenn sich die Fichten danach sehnen, als Weihnachtsbaum ausgewählt zu werden. Was würden sie dort alles erleben in dem fremden Tal, das sie von ihrer Höhe herab so schön und friedlich daliegen sehen? Dann könnten sie doch einmal alles aus der Nähe besehen, den schönen Fluß, der sich wie ein Silberband durch die Ebene zieht, die Städte und Dörfer mit ihren Häusern und Kirchen, deren Glockenklang bis zu ihnen heraufdringt, und die vielen, vielen Menschen, die alle so bunt und lustig gekleidet sind.

Gewiß, auch auf ihrem Berge ist es schön, und man hat allerlei Kurzweil. Besonders im Frühjahr, wenn die Vögel von ihrer Südlandreise zurückkommen, kann man viele Neuigkeiten erlauschen. Dann gibt es Gesprächsstoff für viele Wochen. Lustig ist es auch im Sommer, wenn der Förster um die Fichtenschonung herumschleicht, in welcher der alte, schlaue Rehbock seinen Stand hat. Wie oft hatten sie herzlich gelacht, wenn der geriebene Bursche friedlich unter einer Fichte döste, während der Förster Tag um Tag und Woche um Woche auf ihn aufpaßte, ohne ihn auch nur zu Gesicht zu bekommen. Aber auch wehegetan hat ihnen der Bock, wenn er sein Gehörn an ihren Stämmchen fegte, daß Rinde und Zweige nur so durch die Luft wirbelten. So manche von ihnen hatte ihr Leben lassen müssen, weil sie das starke Gehörn so verletzt hatte, daß sie verdorren mußte. Trotzdem gewährten sie ihm Schutz und Hilfe, aber nicht nur ihm allein, sondern noch vielem anderen Getier. Da war auch Reineke Fuchs, der in der Schonung seinen Bau hatte. Was gab es da nicht alles zu sehen, wenn die Jungfüchse vor dem Bau spielten.

Nur mit den Menschen kamen sie herzlich wenig in Berührung. Gerade einmal im Jahre, wenn die Treibjagd stattfand, erschienen sie in größeren Mengen. Dann ging wohl auch dieser oder jener Treiber durch die Schonung und schlug mit dem Knüppel an die Stämmchen. Aber da um diese Zeit meist hoher Schnee lag und die Fichten damit dicht behangen waren, waren es immer nur wenige Männer, die den Weg durch die Schonung wählten. Die meisten sahen zu, daß sie sich am Rande entlangdrücken konnten.

So verging das Jahr, und es kam die Zeit, wo der Förster erschien, um Auslese zu halten unter seinen Fichten. Dann herrschte große Aufregung unter den Bäumchen. Wer würde diesmal das Glück haben, die große Reise zu den Menschenkindern anzutreten.

Die stolze Tanne reckte ihre Zweige. Der Förster mußte sie doch sehen, sie, den größten und schönsten von allen Weihnachtsbäumen. Und diesmal sollte es ihr wirklich glücken.

„Die Tanne nehmen wir auch mit", sagte der Förster zu den Holzschlägern. „Sie ist ohnehin überständig, und vielleicht findet sich doch ein Käufer für sie."

So stolz und beglückt war die Tanne, daß sie kaum merkte, wie die scharfe Axt des Holzfällers in ihr Holz einschnitt und sie mit dumpfem Aufschlag zu Boden stürzte. Nun lag sie mit vielen Fichten zusammengepfercht auf einem Wagen und fuhr der Stadt zu, die unten im Tale lag. Das war die erste große Enttäuschung für sie, denn sie hatte sich von der Reise allerlei Interessantes versprochen. Nun lag sie zuunterst im Wagen, dicht bedeckt von einem Berg von Fichten, von denen sie sonst sorgfältig Abstand gewahrt hatte, und bekam rein gar nichts zu sehen.

Der Wagen hielt auf dem Marktplatz der Stadt. Die Fichten wurden abgeladen. Zuletzt nahm man die Tanne heraus. „Welch herrlicher Baum", sagte der Händler, „der wird ein schönes Stück Geld bringen."

Das gefiel der Tanne nun wieder recht gut, und ihr ins Wanken geratener Stolz hob sich merklich. Als sie der Händler dann gar vor all den Fichten in ein Holzkreuz steckte und an einer bevorzugten Stelle seines Standes aufstellte, war sie wieder ganz die alte, hochmütige Tanne. Nun brauchte nur noch der Käufer zu kommen, der sie in sein Heim schaffte. Aber der ließ lange auf sich warten. Schon manchem war der schöne Weihnachtsbaum aufgefallen, aber wenn er nach dem Preise fragte, dann ging er entweder weiter oder kaufte eine von den billigeren Fichten. So war der Weihnachtstag herangekommen, und von allen seinen Bäumen hatte der Händler nur noch eine kleine Fichte und die stolze Tanne übrigbehalten. Es war just dieselbe kleine Fichte, die auch im Walde neben der Tanne gestanden hatte.

„Nun sind nur wir zwei noch übrig", sagte schüchtern die kleine Fichte. „Alle meine Schwestern sind schon geholt worden und stehen wohl schon als Weihnachtsbäume in den Häusern der Menschen. Heut ist der Heilige Abend, und wenn uns nicht bald jemand holt, dann werden wir von all dem Glanz und der Festesfreude nichts zu sehen bekommen, sondern als Brennholz in den Ofen wandern."

Die Tanne antwortete nicht, denn sie ärgerte sich rasend darüber, daß die kleine, unscheinbare Fichte so zu ihr zu reden wagte. Im stillen aber mußte sie ihr doch recht geben. Wie war es nur möglich, daß man gerade sie, den schönsten aller Weihnachtsbäume, verschmäht hatte? Immer und immer hatte sie sich danach gesehnt, einmal im Glanze der Lichter als Weihnachtsbaum zu strahlen, und nun sollte sie so sang- und klanglos in den Ofen wandern. Nein, das konnte und durfte nicht sein. Sie reckte noch einmal ihre stolze Gestalt und breitete die Zweige, gerade als ein junges Menschenpaar an ihr vorüberging. Die beiden blieben stehen und schauten die Tanne an. Dann sprachen sie einige Worte mit dem Händler und drückten ihm einige Geldstücke in die Hand. Bald darauf erschien ein junger Mann, nahm die Tanne auf die Schulter und ging mit ihr davon.

Der Händler schmunzelte, denn er war froh, daß er noch in letzter Stunde die Tanne hatte zu Geld machen können. Nun konnte er seinen Kram zusammenpacken und auch an sein Weihnachtsfest denken. Wegen der kleinen Fichte lohnte es sich nicht, noch länger zu warten. Eben wollte er die Fichte zu seinem Handwerkszeug auf den Wagen werfen, da sah er einen Mann neben sich stehen, der noch ein Anliegen zu haben schien. Es war ein älterer, einfach gekleideter Mensch, der sich bescheiden nach dem Preis des Bäumchens erkundigte. Der Händler sah ihn prüfend an, als ob er seine Zahlungsfähigkeit abschätzen wollte. Und da er mit dem Weihnachtsgeschäft durchaus zufrieden war, so überließ er dem Käufer die kleine Fichte für wenige Pfennige.

Inzwischen war die Tanne längst an ihrem Bestimmungsort angekommen. Es war ein prächtiges Haus, in das man sie gebracht hatte. Ein Diener hatte sie dem Träger abgenommen und sie in ein Zimmer geschafft, das so herrlich eingerichtet war, daß sie kaum zu atmen wagte. Dicke Teppiche bedeckten den Fußboden, und an den Wänden hingen die kostbarsten Gemälde. Ja, hier war sie am rechten Platz und konnte sich in ihrer ganzen Schönheit entfalten.

Der Diener steckte sie in einen schönen vernickelten Ständer und stellte sie in einer Ecke des Zimmers auf. Dann holte er viele kleine Lämpchen herbei, die wie Kerzen aussahen, aber aus Glas waren, und befestigte sie auf ihren Zweigen. Alle Lämpchen verband er miteinander durch eine Litze. Dann legte er unendlich viel feingeschnittene Silberstreifen über ihre Zweige, daß sie ordentlich unter der Last zu tragen hatte.



Vorfreuden auf das Weihnachtsfest

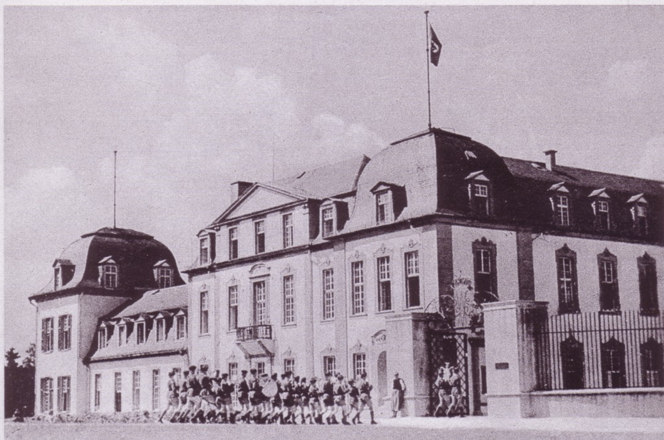
Nach einer Weile erschien der Hausherr und breitete auf dem Tisch, der vor ihr stand, viele schöne Sachen aus. Da waren die herrlichsten Kleider und ein prächtiger Pelz, auch Schmucksachen aus Gold und mit Edelsteinen besetzt und noch viele andere Dinge, welche die Tanne noch nie gesehen hatte. Er ordnete alles sorgfältig und warf am Schluß noch einen prüfenden Blick auf all die Herrlichkeiten. Nur für die Tanne hatte er kein Auge. Das tat ihr bitter weh, denn sie dünkte sich in ihrem silbernen Mantel viel schöner als die Geschenke des Gabentisches, welche vor ihr lagen.

Eine ganze Weile mochte sie schon im dunklen Zimmer gestanden haben, als endlich der Diener erschien und die Litze, welche um ihre Zweige gelegt war, an der Wand befestigte. Da strahlten mit einem Schlage alle ihre Kerzen auf, und es war ein Glanz und eine Helligkeit um sie, als schiene die Sonne auf ihre verschneiten Zweige dort oben im Bergwald. Dann tat sich die große Flügeltür auf, und herein trat der Hausherr mit seiner Gattin. Er führte die schöne, junge Frau an den Gabentisch und zeigte ihr die vielen herrlichen Sachen, welche er als Weihnachtsgeschenke für sie aufgebaut hatte. Sie betrachtete alles mit prüfendem Blick, steckte einen funkelnden Ring an ihren Finger und ließ den Edelstein im Lichte der elektrischen Kerzen aufflammen. Noch diesen oder jenen Gegenstand nahm sie in die Hand und strich liebkosend über den kostbaren Pelz, der auf dem Gabentisch prangte. Darauf reichte sie lächelnd dem Gatten die Hand und drückte einen flüchtigen Kuß auf seine Wange. Inzwischen meldete der Diener, daß das Abendbrot bereitstehe, und die beiden verließen das Zimmer, ohne auch nur einmal den strahlenden Tannenbaum angeschaut zu haben. Der Tanne war zumute, als müsse sie aufschreien vor gekränktem Stolz, aber da sie das nicht konnte, so senkte sie nur traurig ihre Zweige. Bald darauf verlöschte der Diener das Licht, und nun stand sie allein im finsteren Zimmer mit ihrem ganzen Schmuck und mußte durch das Fenster zusehen, wie in anderen Wohnungen frohe Menschen um im Lichterglanz strahlende Bäume standen. Auch ein Weihnachtslied drang ganz leise zu ihr: „O Tannenbaum, o Tannenbaum . . .“ sangen die Menschen. Da wünschte sich die Tanne, daß sie noch einmal in ihrem Bergwald stehen möchte und nie die Menschen kennengelernt hätte.

Auch die kleine Fichte hatte inzwischen allerhand erlebt. Nach einem langen Weg durch viele Straßen hatte sie ihr neuer Besitzer in ein kleines Häuschen gebracht, das ganz am Rande der großen Stadt lag. In einem einfachen Stübchen stand sie nun in einem schmucklosen Holzkreuz auf dem Tisch, und ihr Besitzer mühte sich, ihr ein festliches Aussehen zu verschaffen. Allerhand Flitter hängte er ihr um, bunte Papierschlangen und süße Zuckerkringel. Äpfel und vergoldete Nüsse befestigte er an ihren Zweigen und steckte bunte Lichtchen auf, daß das ganze Bäumchen lustig anzuschauen war. Nun war er mit seinem Werk fertig und betrachtete liebevoll den kleinen Baum, den er so prächtig herausgeputzt hatte. Dann ging er an einen Schrank und holte verschiedene Sachen hervor, die er auf den Tisch unter den Baum legte. Ein Pferdchen von Holz mit einem kleinen Wagen, ein Püppchen mit einem bunten Kleidchen, ein Paar blinkende Schlittschuhe und auch verschiedene nützliche Sachen für den Haushalt. Dazu Äpfel, Nüsse und Pfefferkuchen und einen Weihnachtsmann aus Schokolade. Noch einmal überflog er alles mit liebevollem Blick, zündete dann die Lichtlein an und holte eine kleine Glocke herbei, mit der er laut und vernehmlich klingelte.

Da tat sich die Tür auf, und herein stürmten zwei Buben und ein Mädel, gefolgt von einer blonden Frau, die noch ein kleines Kind auf dem Arm trug. Wie gebannt standen die Kinder vor dem Weihnachtsbaum, und in ihren blanken Augen strahlten all die Lichtlein wieder, welche die kleine Fichte auf ihren Zweigen trug. War das ein Jubel, als sie die Geschenke entdeckten. Die Eltern aber standen lächelnd dabei, und ihre Gesichter offenbarten die Freude, welche ihre Herzen empfanden.

Da wußte die kleine Fichte, daß man sie nicht nutzlos aus dem einsamen Bergwald herabgeholt hatte, und sie war unendlich froh darüber, daß sie so viel Freude um sich verbreiten konnte.



Die Nationalpolitische Erziehungsanstalt Oranienstein bei Diez an der Lahn

Kopf hoch, Johannes!

Herbert und Guntram gingen bummeln. Ja, so seltsam und vielleicht sogar spießig sich das für euch anhören mag, sie schlenderten träge und faul durch die Straßen. Hin und wieder blieben sie vor irgendeinem Schaufenster stehen. Schließlich war ja bald Weihnachten. Na, und da mußten sie sich doch überlegen, was sie sich zum Weihnachtsfest wünschen sollten. Herbert stand mit eiserner Sturheit vor Läden mit technischem Spielzeug still. Rollende Tanks, stürzende Stukas und alles, was an Neuem ausgestellt war, fanden seinen begeisterten Beifall. Guntram dagegen blieb mit Vorliebe vor Bücherläden stehen. Er war nun einmal ein Büchernarr.



Gunnar Möller ist zwölf Jahre alt und ist dennoch schon einer der Hauptdarsteller

Wieder standen sie beide vor einem Buchladen, und Guntram zeigte dem Freunde gerade ein neuerschienenes Buch, da trat aus der Tür des Ladens ein Junge in Uniform. Er machte einen sehr guten Eindruck und sah regelrecht zackig aus. Die beiden Freunde sahen ihm verwundert nach. „Was ist denn das für einer?" fragte Herbert, und Guntram zuckte nur mit den Schultern. Er wußte es auch nicht. „Er hatte doch HJ.-Uniform an", meinte er schließlich. Aber Herbert sagte: „Das stimmt schon, aber sie war doch anders als unsere." Da hatte Herbert einen guten Einfall. „Weißt du was?" fragte er und gab sofort selbst die Antwort: „Wir gehen schnell hin und fragen ihn. Das ist doch das einfachste."

So eilten sie dem Uniformierten nach. An der zweiten Straßenecke holten sie ihn ein. Herbert sprach ihn an. Der Junge war gar nicht weiter verwundert darüber. Das käme öfter vor, sagte er. Es stimme schon, daß er HJ.-Uniform trage, er sei auch Mitglied einer HJ.-Kameradschaft. „Und warum tragt ihr da andere Uniform?" fragte Guntram. Der Junge lachte: „Du fragst, als seien wir völlig anders uniformiert. Wenn du einmal vergleichst, dann wirst du feststellen, daß nur kleine Dinge, wie Achselklappen und Mützenband, anders sind. Die Uniform, die ich trage, ist die Uniform der Nationalpolitischen Erziehungsanstalten, kurz NPEA.s genannt. Davon habt ihr doch sicher schon gehört?" Das mußten die beiden Freunde zugeben. Ja, davon hatten sie schon gehört. Sie wußten, daß auf die NPEA.s nur echte und pfundige Kerle kamen. „Erzähle uns doch bitte von eurer Schule und euren Lehrern", baten sie den Kameraden. „Ich täte es gern", sagte der, „aber leider habe ich es gerade heute wahn-



Der Schauspieler Volker von Collande fühlt sich unter den frischen Jungen wohl



Ein Jungmann der NPEA. Oranienstein

sinnig eilig. Da geht es beim besten Willen nicht. Aber wißt ihr was? Da fällt mir gerade ein, daß ja in den nächsten Tagen ein Film herauskommt, der in einer unserer Nationalpolitischen Erziehungsanstalten aufgenommen worden ist. Seht euch doch den an. Da werdet ihr alles sehen, was ihr wissen möchtet. Ich muß zum Dienst. Heil Hitler, Kameraden!"

„Heil Hitler!" grüßten Guntram und Herbert zurück und sahen dem Davoneilenden nach. „Der hat's aber eilig", meinte Herbert und lachte, „wahrscheinlich hat er seine Schularbeiten noch nicht gemacht."

Guntram schien gar nicht hingehört zu haben. „Mensch", sagte er, „stelle dir einmal vor: einen richtigen Spielfilm mit allem Klimbim und Tamtam herum haben sie mit den Kameraden gedreht, und den sehen nun alle Menschen in Deutschland. Die Jungen haben ein Glück, da kann man ja neidisch werden." Herbert knurrte nur zurück: „Nun platze man nicht gleich. Die haben es sicher auch verdient, daß sie einmal im Film groß herausgestellt werden. Auf jeden Fall müssen wir uns den Film ansehen." Dem stimmte auch Guntram zu. Dann bummelten die beiden Freunde weiter die Straße hinunter.

*

Und ihr möchtet nun gern wissen, was es mit dem Film über die NPEA.s auf sich hat. Das soll euch schnell und kurz erzählt werden. Der Film wurde zum größten Teil in der Nationalpolitischen Erziehungsanstalt Oranienstein bei Diez an der Lahn gedreht. Er heißt „Kopf hoch, Johannes!" Bei diesem Film wirken Schauspieler und Schüler mit. Einer der jungen Schauspieler, der zwölfjährige Gunnar Möller, war von der NPEA. so begeistert, daß er sich als Anwärter dafür angemeldet hat.

Wovon der Film handelt? Alles wollen wir euch doch nicht erzählen. Nur sollt ihr noch folgendes wissen. Er handelt von zwei Jungen, Johannes, dem Sohn eines Rittergutsbesitzers, und Panse, einem Jungen vom Gute. Beide finden trotz vieler Widerstände als echte Kameraden zueinander. Wenn auch Johannes aus falschverstandener Kameradschaft beinahe den Tod Panses verschuldet hat, so ist er zuletzt doch wieder der Lebensretter seines Kameraden. Wegen des groben Verstoßes soll er von der Schule entfernt werden. Die Kameraden aber stehen zu ihm, und so versuchen die Erzieher es noch einmal mit dem Jungen, zumal er durch seinen Krankenbesuch bei Panse diesem zum genesenden Schlaf verhalf. Bei einem Manöver der Anstalt beweist Johannes, daß er ein ganzer Kerl ist.

Das wäre in kurzen Worten der Inhalt des Filmes. In Bild und Ton erlebt ihr die echte Kameradschaft der Nationalpolitischen Erziehungsanstalten, bekommt einen Einblick in ihre Arbeit und werdet sicher, so wie ich, die Jungen um ihr Leben und Treiben beneiden. Peter Osten.



Wettschwimmen der Jungmannen



Die Kameradschaft steht zu Johannes

Die großen Seeschlachten

I.

Nord-Foreland, 11. Juni 1666.

Es ist das zweite Jahr des Krieges, den die Generalstaaten der Vereinigten Niederlande gegen England führen müssen. Es geht um einige ganz einfache Dinge, die jedem Seemann einleuchten. England hat 1651 verboten, Waren auf anderen Schiffen als auf denjenigen des Landes, das die Waren selbst hervorgebracht hat, nach England zu bringen. Das heißt mit anderen Worten, daß die holländische Frachtfahrt zu Ende sein solle. Wenn dieser Grundsatz sich durchsetzt, ist der größte Teil der holländischen Handelsflotte vollkommen wertlos.

Das frechste Stück aber ist seine Forderung, jedes fremde Schiff müsse „in den englischen Gewässern" — man weiß, wie dehnbar dieser Ausdruck ist! — jedes englische Schiff durch Streichen von Flagge und Segel grüßen. So sollen die Völker der Welt Englands Herrschaft auf dem Meer anerkennen. Schon einmal, 1652 bis 1654, waren die niederländische und die englische Seemacht über diese unerhörten Anmaßungen der Engländer zusammengestoßen.

Jetzt stand man wieder im Kampf, und es hatte böse genug angefangen. Allein fünf selbständige Admiralitäten gab es in den Niederlanden. Mit Mühe war eine einheitliche Flottenführung zustande gekommen. Um so größer war der Jubel, als unter dem Generaladmiral Wassenaar-Obdam die große niederländische Flotte in See ging, mit bronzenen Geschützen statt der früheren eisernen, mit guter Bezahlung der Seeleute. In der Flotte waren allein 20 große Fahrzeuge, die die Ostindische Kompanie geliefert hatte.

Und doch hatte man Unglück gehabt. Dem behutsamen Oberbefehlshaber mißtrauten seine Unterführer. Als man bei Lowestoff auf die britische Flotte gestoßen war, waren die sieben niederländischen Geschwader durch die Eifersucht ihrer Unterbefehlshaber in Unordnung geraten. Die Breitseitenlinie der Engländer hatte sich früher entwickelt. Schließlich waren die Engländer gar durchgebrochen. Und als Wassenaars Admiralsschiff in die Luft flog, suchten die holländischen Geschwader das Weite. 16 Schiffe waren verloren, neun vom Feind genommen.

Diese Scharte mußte ausgewetzt werden. Der große Staatsmann Jan de Witt stachelte die Admiralitäten zur höchsten Anstrengung auf, die Ostindische Kompanie gab 1 200 000 Gulden in einer einzigen Sitzung ihres geschäftsführenden Rates für die Flotte. Wer in den Holländern nur die behäbigen Kaufleute sah, war überrascht von dem stürmischen Eifer, mit dem sie ihren Flottenbau betrieben.

Im Frühjahr 1666 lief eine neue Flotte aus den holländischen Häfen aus: 72 große Orlogschiffe, zwölf schnellsegelnde Fregatten, dazu eine Menge kleiner Kampfschiffe. An der Spitze standen die besten Seemänner des Landes: Admiralleutnant de Ruyter für Holland, Cornelis Evertsen für Zeeland und Tjerk Hiddes de Vries für Friesland. Die meisten der großen Orlogschiffe hatten zwei, manche sogar drei Decks mit Geschützen übereinander. In fester Siegeszuversicht suchten sie den Kampf mit den Engländern.

Helle Sommersonne, blauer Himmel, leuchtende Klarheit bei einer frischen, kräftigen Brise liegen über der See, als am 11. Juni 1666 die große niederländische Flotte die gleich große englische Flotte unter Admiral Monk auf der Höhe von Nord-Foreland sichtet. Beide Flotten gehen in Schlachtlinie, segeln aufeinander zu, wobei der Ostwind anfänglich den Holländern zu Hilfe kommt. Breit spannt sich die Linie der beiden Flotten von der englischen zur flämischen Küste hinüber. Es geht in der Tat um die Öffnung des Kanals. Siegen die Engländer, so ist der Kanal jederzeit den Festlandvölkern verschließbar, siegen die Holländer, so ist der Weg zum Atlantischen Ozean offen. Die Schiffe rücken einander näher. Fauchend fahren die glühenden Kanonenkugeln aus den Geschützen, fetzen in die Segel, schlagen auf die feindlichen Schiffe, wo die Mannschaft immer wieder mit nassen Säcken und Eimern laufen muß, um die Brände zu löschen. Immer näher arbeiten sich die Schiffe aneinander heran. Darüber ist es Nacht geworden, aber der Flammenschein der bereits in Brand geschossenen Schiffe erhellt die Nacht. Am Morgen setzt auf einmal der niederländische Admiralleutnant de Ruyter zu einem jener überraschenden Vorstöße an, die ihn in der Seegeschichte so berühmt machten. Aus allen Rohren feuernd, bricht er in die feindliche Schlachtlinie ein, fährt tollkühn an englische Schiffe heran, fegt ihnen die Breitseitenladung in die Wanten, rollt die englische Linie auf. 28 Schiffe nur kann der britische Admiral Monk an die englische Küste bringen. Es wäre eine völlige Niederlage der Engländer geworden, wenn nicht ein britisches Geschwader von 20 Schiffen zu Hilfe gekommen wäre. Sofort nehmen die Engländer den Kampf wieder auf — die beiden Flotten sind jetzt gleich stark. Man kämpft eine zweite Nacht und einen dritten Tag, ja, eine dritte Nacht, in der die Bewohner auf beiden Seiten an der Küste stehen und die grausigen Brandfackeln der verbrennenden Schiffe auf der See beobachten. Am vierten Tage ist die See wirklich von Blut rot. Eine Anzahl der vernichteten Schiffe qualmt in schwarzen Flammen. Andere sind gesunken oder treiben als Wracks. Aber den Engländern kommt doch zunutze, daß die 20 neuen Schiffe ausgeruht und frisch sind. Auf beiden Seiten liegen die Decks voll Verwundeter und Sterbender, hängen die Segel mindestens an einem oder zwei Masten jeden Schiffes in wirren Streifen herunter. Es ist die Stunde, in der beide Gegner auf den Tod erschöpft sind. In einem solchen Augenblick siegt, wer die größere Kraft der Seele hat. Man sagt, de Ruyter habe mehrere Schiffsjungen auf den Mast geschickt. Immer sei der Junge von den englischen Kugeln weggefegt worden. Erst dem dritten sei es gelungen, die Blutfahne zu setzen, das Signal zum allgemeinen Angriff. Es wurde die große Stunde der niederländischen Seemacht. Nicht nur die großen, stolzen Schiffe, die noch einen Teil ihrer Segel haben, rauschen zum letzten Angriff heran, selbst die armen, zusammengeschossenen, die Notsegel gesetzt haben, versuchen im allgemeinen Angriff noch mitzukriechen. Der große Durchbruch mit der letzten Kraft von Mann und Segel führt mitten hinein in die englische Flotte. Noch feuern die Engländer. Aber nun werden gerade ihre letzten kampffähigen Schiffe von beiden Seiten von den durchbrechenden Holländern gefaßt, bekommen die Breitseitenladungen in die Decks, verlieren Takelage und Steuer, treiben hilflos. Da — gellender Jubel auf dem Flaggschiff de Ruyters „De Zeven Provincien": Der erste Engländer streicht die Flagge!

Wäre nicht der dichte Nebel des Kanals gekommen, so hätte Admiral Monk kein Schiff aus der Niederlage hinausgebracht. So entgleiten gespenstisch seine Trümmer dem Angriff.

Wäre nur die Staatsführung der Niederlande zu allen Zeiten so entschlossen und kühn wie ihre Seemänner gewesen, aber was das Enterbeil erwarb, verdarb die Feder. Man verstand aus den Siegen der Flotte nichts zu machen, man knauserte mit Geld und Schiffen, man suchte den Frieden, damit der Handel wieder in Gang kommen sollte, man warb schließlich um Englands Freundschaft, bis man nicht mehr stark genug war, England gleichberechtigt die Stirn zu bieten.

II.

Tsushima, 27. Mai 1905.

Seit Wochen ist Japan in innerer Spannung.

Am 12. Oktober 1904 hatte der Zar seine Ostseeflotte von Libau auslaufen lassen. Admiral Roshdjestwjenski, der die russische Flotte befehligte, mußte fast den gesamten Kohlenvorrat auf Transportern mitschleppen, denn kein Staat konnte ja dieser kriegführenden Flotte nach dem Völkerrecht die Einnahme von Kohlen in seinen Häfen erlauben. Die vielen Transporter hemmten den Anmarsch der russischen Flotte. Die russische Flotte hatte eine Feuerkraft, die den Japanern gewachsen war. Gelang es ihr, nach Wladiwostok durchzubrechen, so konnte sie von dort die japanischen Unternehmungen sehr stören. Sie konnte leicht östlich von Japan auftauchen und der Hauptstadt Tokio einen unerwünschten Besuch abstatten, konnte auch weit auf den Stillen Ozean hinausfahren und nördlich von Japan herum nach Wladiwostok durchbrechen.

Keiner der beiden Gegner wußte, wo der Feind war und was er beabsichtigte.

In jener spannungsreichen Zeit soll es geschehen sein, daß der klugen und feinsinnigen Kaiserin von Japan, der Gemahlin des großen Kaisers Meiji, ein Geist eines der großen japanischen Seehelden der alten Zeit im Traume erschien und zu ihr sprach: „Wenn die Schiffe im Hafen die Anker lichten, sollen sie draußen auf dem Meer wissen: Nacht wird von Frührot geschlagen."

Admiral Togo nahm dieses Hellgesicht für eine glückliche Verheißung des Sieges.

Auch in Rußland erzählte man damals die Geschichte einer Geistererscheinung. Nikolai II. sei im Winterpalast, wo in einer Halle die Bilder der großen Zaren hingen, auf und ab gegangen. Da habe das Bild Peters des Großen, der einst Rußland den Weg zum offenen Meer im Westen, zur Ostsee, aufgestoßen hatte, plötzlich zu sprechen angefangen: „Nikolaschka, Nikolaschka! Ich

habe ein Fensterchen nach Westen aufgemacht und du machst jetzt eins nach Osten auf. Paß auf, das gibt Zugwind — der weht uns alle beide 'raus!"

Viel zu groß war die Zahl derer in Rußland, die über die böse Geschichte lachten und die Niederlage wünschten, damit die Revolution kommen und das Zarentum davonfegen konnte.

Admiral Togo, der japanische Flottenführer, rechnete richtig, daß, wenn er nur die Position der Flotte geheimhielt, die Russen versuchen würden, auf dem kürzesten Weg durch die Straße von Korea nach Wladiwostok zu fahren. Er zog die japanische Flotte hier zusammen. Tokio und sein Hafen Yokohama waren damit schutzlos. Er setzte alles auf eine Karte und behielt recht. Am 27. Mai, morgens 5 Uhr, bekam er von einem Wachtschiff die drahtlose Nachricht: „Das feindliche Geschwader ist bei Punkt 203 gesichtet worden. Anscheinend steuert der Feind einen Kurs nach der östlichen Durchfahrt!" Also auf die Koreastraße! Gegen 10 Uhr früh kamen das japanische Kreuzergeschwader mit den Russen in Gefechtsberührung, vorsichtig vor ihnen ausweichend. Die russische Flotte kam in zwei großen Kiellinien angedampft. Die Russen fuhren vergleichsweise langsam, weil sie auf ihre Transporter Rücksicht nehmen mußten. Um 2 Uhr nachmittags, auf der Höhe der Inseln Tsushima und Okinoshima gab Admiral Togo sein berühmtes Signal: „Von dieser Schlacht hängt die Existenz des Reiches ab. Der Tag verlangt die Tapferkeit und Energie jedes Offiziers und jedes Mannes in der Flotte."

Admiral Togo wandte eine Schlachtordnung an, die man „Das T.=Kreuzen" nennt: Seine Schiffe jagten in Kiellinie an der russischen Spitze vorüber, immer eines nach dem anderen, so daß zuerst die vordersten beiden russischen Schiffe, dann die nächsten beiden den vollen Breitseitenhagel der japanischen Artillerie bekamen. Zugleich packte das japanische Kreuzergeschwader die Russen vom Rücken. Man kann nicht sagen, daß die Russen sich schlecht schlugen. Einzelne ihrer Schlachtschiffe, auch manche Kreuzer fochten, in Flammen gehüllt, tapfer weiter. 7.20 Uhr abends gab Togo seiner Flotte den Befehl, sich zu sammeln. Die besten russischen Schiffe waren gesunken oder schwer beschädigt, die japanischen Verluste im Vergleich dazu klein. In der Nacht fielen nun die japanischen Torpedoboote und Zerstörer die schwer zusammengeschossene russische Flotte an. Mit einer Tapferkeit, die fast unglaublich ist, jagten die japanischen Torpedoboote dicht neben die immer noch feuernden russischen Kolosse, so nahe, daß diese nicht mehr auf sie schießen konnten. Sie richteten einen furchtbaren Schaden an. Am Morgen des 28. Mai begann Togo mit der ganzen Stärke seiner Flotte den Vernichtungskampf. Noch immer fochten die Trümmer des russischen Geschwaders. Erst um 10.30 Uhr zeigte Konteradmiral Nebogatow die Kapitulation der letzten vier von ihm befehligten Schiffe an. Aber immer noch fochten einzelne russische Schiffe weiter. Erst am Nachmittag konnten die Japaner den Zerstörer „Bjedowoi" zum Aufziehen der weißen Flagge zwingen, auf dem der Admiral Roshdjestwjenski seine Flagge gehißt hatte; auch der Admiral war verwundet. Von den 38 russischen Schiffen waren 23 in der Schlacht gesunken, sieben erobert, sechs kleine wurden in Schanghai interniert. Nur zwei Torpedoboote brachen nach Wladiwostok durch. Der japanische Sieg war glänzend, ein einzig dastehender Seesieg über eine fast gleichwertige Flotte, errungen durch die bessere japanische Führung und die bessere Moral der japanischen Flotte. Die Russen taten ihre Pflicht, manche der Schiffe sicher in der letzten Not mehr als ihre Pflicht. Die Japaner aber kämpften mit glühender Hingabe für den Sieg. Ihrer ungebrochenen inneren Haltung und ihrem Siegeswillen verdankten sie diesen Erfolg.

III.

Skagerrak, 31. Mai 1916.

Seit dem 23. Mai 1916 lagen deutsche U=Boote auf Posten dicht vor der englischen Küste. Aber die „Große Flotte" wagte sich nicht heraus, zog ihre Blockadelinie noch weiter zurück. Da entschloß sich die deutsche Flottenleitung, durch einen Vorstoß nach Norden den Feind herauszulocken. Am frühen Morgen des 31. Mai hatte die deutsche Flotte die offene See westlich der Amrumbank erreicht.

Zur gleichen Zeit aber war die englische Flotte gleichfalls ausgelaufen. Ihre leichten Streitkräfte unter Admiral Beatty standen 80 Seemeilen südsüdöstlich der Schlachtflotte. Da gerieten die deutschen Schlachtkreuzer unter Vizeadmiral Hipper in Kampfberührung mit den Engländern. Es entwickelte sich ein heftiges Kreuzergefecht, bei dem die deutschen Kreuzer gestaffelt in laufendem Gefecht die rasch sich entwickelnden Engländer auf das eigene Gros zogen. So begann die Schlacht mit einem Kreuzerkampf, bei dem auf deutscher Seite „Lützow", „Derfflinger", „Seydlitz" und „Von der Tann" gegen „Lion", „Princeß Royal", „Queen Mary", „Tiger", „New Zealand" und „Indefatigable" fochten. Fünf Kleine Kreuzer und drei Zerstörerflottillen begleiteten die deutschen, zwölf Kleine Kreuzer und 16 Zerstörer die britischen Schlachtkreuzer. „Indefatigable" bekam einen schweren Treffer hinter dem achteren Geschützturm, hatte eine Munitionsexplosion, mußte ausscheren und kenterte, in schwarze Rauchwolken gehüllt. Da griffen die stärksten Schiffe der Britenflotte, die großen Schlachtschiffe „Warspite", „Barham", „Valiant" und „Malaya" ein. Ihr überlegenes Feuer wurde für die deutschen Schlachtkreuzer sehr fühlbar. Deutsche Zerstörer brachen vor, um die Schlachtkreuzer zu entlasten. In dem heftigen Ringen, von Torpedos und dem Salvenfeuer von „Seydlitz" getroffen, fliegt der britische Schlachtkreuzer „Queen Mary" in die Luft. Im gleichen Augenblick erscheinen die deutschen Schlachtschiffe auf dem Kampfplatz, den bedrängten Kreuzern zu Hilfe. Admiral Beatty, überrascht, der ganzen deutschen Flotte gegenüberzustehen, schwenkte auf nördlichen Kurs und entzog sich der deutschen Verfolgung, ging dann langsam auf Nordnordostkurs, überflügelte die deutsche Spitze und begann wieder das Feuergefecht. Um 19.15 nachmittags fiel auf „Lützow", wohl durch ein englisches Torpedo, die Funkstation aus. Die Kleinen Kreuzer „Frankfurt", „Wiesbaden", „Elbing", „Pillau", eben noch im Gefecht mit den englischen Kleinen Kreuzern, sehen sich auf einmal schweren feindlichen Schlachtschiffen gegenüber, in deren Feuer „Wiesbaden" liegenbleibt.

Das englische Hauptgeschwader, 18 Großkampfschiffe, begleitet von acht Kleinen Kreuzern und drei Flottillen, braust heran und stößt vor. Auf das Wrack der „Wiesbaden" stürzen sich die englischen Kreuzer „Warrior" und „Defence". Da ist auch die deutsche Hauptmacht heran, überschüttet die beiden Schiffe mit ihrem Feuer, so daß „Warrior" manövrierunfähig wird, „Defence" versinkt. In einem Feuerorkan ohne Beispiel ringen die beiden Flotten gegeneinander. Auf deutscher Seite sackt „Lützow", stark zusammengeschossen, vorn ab, „Derfflinger" und das Flaggschiff „König" werden mehrfach getroffen. Auf englischer Seite fliegt „Invincible" in einer riesigen Feuergarbe, in der Mitte durchbrechend, in die Luft. Als der britische Druck auf die deutsche Spitze unerträglich zu werden begann, warf Admiral Scheer die Flotte nach Steuerbord auf Westkurs herum. Dabei blieb „Lützow" im Feuer liegen. Einen Augenblick schien es, als werde die Führung des Kampfes der deutschen Flotte entgleiten, als werde sie von den Engländern umfaßt. Da warf Admiral Scheer um 19.55 Uhr die Linie mit einer abermaligen Kehrtwendung nach Osten herum, und gleichzeitig bekamen die Flottillen den Befehl zum Angriff, die Schlachtkreuzer das Signal: „'Ran an den Feind unter vollem Einsatz!"

In einem unbeschreiblich erbitterten Kampf, in Schwaden von Qualm und Feuer, unter dem Hagel der schweren feindlichen Artillerie brechen die leichten deutschen Streitkräfte vor — und finden die schwere britische Schlachtflotte nicht mehr. Vor der Gefahr dieses Torpedoangriffes hatte Jellicoe abgedreht; der gefährlich scheinende eiserne Ring der Engländer hat sich gelöst. Die Fühlung der beiden Flotten riß ab, zu unheimlich erschien den Engländern die Möglichkeit eines Nachtkampfes.

Dabei waren die beiden Flotten auf dem Rückmarsch bei der unsichtigen Wetterlage einander sehr nahe. Um 23.30 Uhr stoßen schon wieder deutsche Kleine Kreuzer auf englische Kreuzer, decken zwei von ihnen zu. Nach Mitternacht gerät das erste deutsche Geschwader mitten in englische Zerstörerverbände. Hier entsteht ein sehr blutiges Gefecht, bei dem der englische Panzerkreuzer „Black Prince" zusammengeschossen und mehrere britische Zerstörer vernichtet wurden. Auf deutscher Seite fallen die Kleinen Kreuzer „Rostock" und „Elbing" aus. Um 2.55 Uhr, fast durch einen Zufall, gelang es englischen Zerstörern, einen Torpedo gegen das deutsche Schlachtschiff „Pommern" anzubringen, das in einer Riesenflamme in die Luft fliegt. Auch die schwer zusammengeschossene „Lützow" muß, da sie sich nicht weiterschleppen ließ, gesprengt werden.

Die große britische Schlachtflotte, gänzlich auseinandergeraten, wagte keinen Angriff mehr. Im Ergebnis waren die englischen Verluste viel größer als die deutschen. Über 6000 Engländer, aber nur 2535 Deutsche hatten den Seemannstod in dieser Schlacht gefunden. 117 750 Tonnen hatten die Engländer verloren, die Deutschen dagegen nur 60 730 Tonnen. 37 englische Großkampfschiffe hatten gegen nur 21 deutsche gekämpft, und doch hatten die Engländer zwei Großkampfschiffe und zwei ältere Linienschiffe mehr verloren als die Deutschen. Mit Recht feiert das deutsche Volk den Tag von Skagerrak als einen der herrlichsten Siege seiner Geschichte. Er ist der Beweis dafür, daß unser Volk die hohen seemännischen und soldatischen Fähigkeiten hat, um selbst England die Herrschaft auf dem Ozean streitig zu machen. Denn „wie wäre der Ausgang gewesen, wenn die Deutschen die gleiche Zahl und Bestückung gehabt hätten?" fragte damals mit Recht eine neutrale Zeitung. Prof. Dr. v. Leers.



Zwei „Neue" treffen ein



Hier soll jetzt für zwei Jahre ihre Heimat sein. Eifrig wird ausgepackt

Besuch bei Ursula

„Na, das ist aber eine Überraschung!" rief Ursula schon von weitem. Sie kam atemlos den Gartenweg entlanggerannt. Mit der einen Hand zerrte sie ihr verrutschtes Kopftuch vollends herunter, die andere streckte sie den Eltern entgegen. „Herrlich!" rief sie und fiel dem Vater um den Hals. „Hast du so plötzlich Urlaub bekommen?"



Massage-Unterricht steht heut auf dem Stundenplan

„Ja", nickte der lächelnd. „Da haben Mutter und ich beschlossen, einmal selbst nachzuschauen, was unsere Älteste treibt."

Seit ein paar Monaten schon war Ursula Schülerin auf dem Reichsseminar der NSV. für Kindergärtnerinnen und Hortnerinnen. Mitten im Steinatal am Rande des Knüllgebirges liegt das schöne Haus, in dem sechzig Schülerinnen die zweijährige Ausbildung durchmachen. „Denkt nur, wir haben hier auch eine ganze Anzahl von volksdeutschen Mädeln", erzählte Ursula beim Gang ins Haus den Eltern. „Ein paar Mädel kommen aus Nord- und Südamerika, und ein paar stammen aus unseren alten deutschen Kolonien in Südwest- und Ostafrika. Eine feine Kameradschaft halten wir untereinander. Das ist doch selbstverständlich, wenn man so gleiche Ziele hat wie wir."

Von der Leiterin des Seminars hatte Ursula die Erlaubnis erhalten, ihre Eltern überall herumführen zu dürfen. Voller Stolz zeigte das Mädel die schönen, lichten Schlaf- und Wohnräume der Schülerinnen. Überall standen die Fenster weit offen, und leise bauschten sich die leichten Vorhänge im Winde. Über grüne Waldhänge hin ging der Blick. Die Möbel waren in hellen Farben gehalten. Nirgendwo fehlte ein Krug oder eine Vase mit bunten Sommerblumen. „Hier kann man es schon zwei Jahre lang aushalten", sagte Ursula zufrieden. „Aber nun will ich euch unsere Arbeitsräume zeigen."

Durch die offenstehenden Gartentüren eines großen Raumes kam das taktmäßige Geräusch von klappenden Stäben. „Das ist unser Gymnastiksaal, da macht eine Gruppe gerade Stabübungen."

Ursula erzählte dann weiter, daß selbstverständlich jeden Tag Sport getrieben wird. „Wir machen Gymnastik aller Art, wie zum Beispiel Spiele mit dem Medizinball, dann Kriechübungen, Stabübungen. Vor allem üben wir im Freien allerlei

Bewegungsspiele. Natürlich machen wir auch Volkstänze. Ihr solltet einmal sehen, wie hübsch das auf dem grünen Rasenplatz aussieht.

Auf die Erziehung zur Gesundheitsführung wird hier im Seminar natürlich größter Wert gelegt. Nicht allein, daß wir alle sportlich gut durchgebildet werden. Wir lernen auch allerhand andere wichtige Dinge dabei." Ursula öffnet eine Tür. Auch hier ist wieder ein großer, heller Raum. In weißen Kitteln sitzt eine Mädelgruppe da, die Unterricht in der Massage bekommt. Jede Schülerin übt praktisch die notwendigen Handgriffe. „Schaut mal dort, das sind die Modelle für den Anatomie-Unterricht", zeigt Ursula in eine Zimmerecke. Mehrere Nachbildungen menschlicher Körper stehen da.

„Hier ist noch was für die Körperpflege", geht Ursula mit den Eltern zum nächsten Raum. Allerlei Brausen, Duschen und Wannen finden sich hier.

Auch die übrigen Lehrräume sind auf das zweckmäßigste und schönste eingerichtet. In der Lehrküche für Kleinkinderkost blitzt es vor Sauberkeit. „Natürlich haben wir alle auch „praktische Hausarbeit" als Dienst vorgesehen. Wir arbeiten abwechselnd in Gruppen im Haus, im Garten oder auf dem Feld."

Vierzig Morgen Land gehören zum Reichsseminar. Die werden von den Schülerinnen bestellt. „Es ist vielen von uns zuerst nicht ganz leicht geworden, die Feldarbeit zu verrichten", gesteht Ursula. „Die meisten von uns kommen ja aus der Stadt, und so war uns diese Feldarbeit etwas gänzlich Ungewohntes. Man spürt schon seinen Rücken und seine Arme, wenn man tagsüber tüchtig zugepackt hat. Aber wir sollen ja gerade selbst empfinden, was es für eine Bäuerin bedeutet, tagsüber auf dem Felde gearbeitet zu haben und dann noch die eigenen Kinder versorgen zu müssen.

Wir alle sollen später einmal einen Landkindergarten übernehmen. Da ist es außerordentlich wichtig für uns, daß wir in jeder Weise darauf vorbereitet sind. Wir könnten der Bäuerin ja gar nicht mit unserem Rat zur Seite stehen, wenn wir nicht aus eigener Anschauung das Landleben kennengelernt haben. Es ist ja nicht damit getan, daß wir die Kinder in unserem Kindergarten betreuen. Auch wenn wir sie des Abends wieder abgeben, müssen wir sie noch gewissermaßen in unserer Obhut haben. Wir müssen uns mit den Eltern über eine gesunde Ernährung ihrer Kinder unterhalten. Wir müssen ihnen Ratschläge über geeignete Kleidung und Pflege der Kinder geben. Das alles kann man natürlich nicht vom „grünen Tisch" aus machen."

Langsam geht Ursula mit den Eltern durch die Felder. Hier und da arbeiten Gruppen von Mädeln. „Wie nett und frisch die Mädel alle aussehen", freut sich Ursulas Mutter. „Ihr seid doch sicher alle mächtig gern hier?"

Ursula nickt begeistert. „Die Ausbildung ist auch so gar nicht trocken. Alles hat engste Bindung zum wirklichen Leben. Im ersten Ausbildungsjahr arbeiten wir unter anderem als Helferin in einem der sieben NSV.-Kindergärten, die rings um das Reichsseminar liegen. Im zweiten Jahr der Ausbildung wird dann ein Praktikum von drei Monaten in einem großen NSV.-Kindergarten oder einem NSV.-Kinderheim durchgemacht. Das letzte Halbjahr der Ausbildung bringt die wissensmäßige „Untermauerung" alles dessen, was wir in der Praxis kennengelernt haben."

„Mir scheint", zwinkert der Vater seiner Ältesten zu, „daß ihr Mädel hier nicht nur zu ausgezeichneten Kindergärtnerinnen, sondern auch zu ebenso guten Hausfrauen und Müttern erzogen werdet. Die Ausbildung ist so vielseitig und gründlich, daß ihr für euer ganzes Leben was davon habt."

„Nun ja, man muß auf alles vorbereitet sein!" lacht Ursula.





Das NSV.-Kinderheim hat ein schönes Schwimmbad.
Die Schülerinnen des Reichsseminars trocknen die Kleinen ordentlich ab

Im großen Gymnastik-Raum des Reichsseminars. Stabübungen im Kniestand

Aufgebrochen zu ihrer Zeit . . .

Überall in der Welt
haben Deutsche geschwitzt,
geschwitzt und geschuftet für andere, für fremdes Geld,
von fremden Sonnen verbrannt, gedörrt und erhitzt,
geschwitzt und geschuftet, und dann doch immer alles verloren,
weil sie Dung der Kultur, weil sie gläubige Toren:
immer zu fleißig, zu sparsam, zu unermüdlich,
zu anständig und sauber und allzu friedlich.

Überall in der Welt
sind Deutsche begraben,
begraben auf weitem und flachem Feld,
da, wo sie eben den letzten Schuß geschossen haben,
begraben auf feierlichen Bergen,
bekreuzt und ausgerichtet in steinernen Särgen,
rosenbunt, vogelumsungen und heckenumhegt,
liebevoll von ihrem ganzen Volk gepflegt.

Aber überall in der ganzen Welt
wird heute von Deutschland, von Deutschland gesprochen,
leise, heimlich und flüsternd, aber auch laut, daß es gellt:
die Deutschen sind zu ihrer Zeit aufgebrochen!
Aufgebrochen zum Marsch über Stock und Stein,
aufgebrochen in tausend unendlichen Reih'n,
aufgebrochen in die neue, die ihrige Zeit,
aufgebrochen zum Marsch in die Ewigkeit!
Überall in der weiten, der wirren und wüsten Welt,
wo Deutsche geschwitzt und geschuftet, gestorben, begraben:
schmilzt die Kette, hebt sich der Deckel, der sie gefangen hält,
fliegen heut' Adler und krächzen nicht mehr die Raben.
Überall da in der Welt,

wo ein Deutscher fällt
oder stirbt am Krieg,
fällt er im Sieg!

Ulrich Sander.

Deutscher Junge

Aus deinem Lachen reift das Ja des Lebens,
dich, deutscher Junge, hält kein Zaudern an,
und nimmer stürmst du in die Welt vergebens.
In dir jauchzt helle Kraft, die will und kann.

Du hörst die goldnen Märchenbrunnen rauschen,
verspürst vom Leben kaum den wilden Wind
und neigst dich kindergläubig. Frommes Lauschen
vernimmt die Wunder, die im Werden sind.

Es weht die Fackel deiner blonden Haare.
Sie leuchten wie die Keime erster Saat.
Dein Blick ist Flamme und dein Wort Fanfare.
Das Fähnlein flattert dir voran zur Tat.

Du packst die Zukunft mit den jungen Händen
wie einen Fahnenschaft in Sturm und Streit.
Was du beginnst, wirst du gewiß vollenden,
und ist der Weg zum Ziel auch schwer und weit.

Fritz Michel.

Weißt du noch . . .?

Weißt du noch, wie es war, Kamerad?
Tönende Worte, Hunger und Hassen,
Grauen, von Hetze trächtige Saat,
Hohn, Leid und Lüge, kämpfende Klassen . . .

Weißt du es noch, wie dein Herz voll Not
brannte nach Arbeit, Frieden und Stille . . .,
wie du lauschtest dem fernen Gebot:
„Deutschland, erwache und werde Wille."

Weißt du noch, wie du zweifelnd und stumm
rangst mit dir selber . . ., wie du im Ringen
ahntest, ohne zu wissen, warum:
„Du . . . er . . . wir a l l e werden es zwingen!"

Weißt du noch, wie der Glaube dich trug,
volkhaft hinter der Fahne zu schreiten,
wie du entflammtest im Sternenflug,
opfernd den Weg zum Licht zu bereiten?

Tropfen warst du und wurdest ein Meer,
strömende Flut und wachsende Welle.
Heute bist du gewaltiges Heer,
treibende Kraft und ewige Quelle.

Heilig der Schwur vom Tal bis zum Firn:
Wir pflügen, hämmern, werken und raten.
Wir sind unseres Führers Faust und Hirn,
Kameraden . . ., des Reiches Soldaten . . .

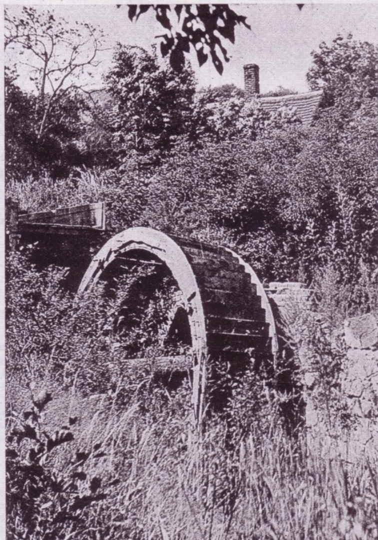
Fritz Michel.

Die „Schwarze Katze" von Schöningen

Das war schon so eine Zeit vor hundert Jahren! Das Dampfschiff war wohl schon erfunden, aber wer vertraute sich schon diesem Teufelswerk an, das qualmend dahinfuhr, ächzend, als säßen sämtliche Seelen der Unterwelt in seinem ungefügen Bauch und schrien nach Befreiung.

Da waren die bequemen „Heuerkähne", die man für Fahrten auf der Oder mietete, doch angenehmere Fahrzeuge. Oder gar erst die großen Schaluppen, mit weichen Polstersitzen unter einem Plandach, die man mit und ohne Bedienung haben konnte, wie heute die Drehrollen. Das Ziel für solche Oderfahrten war jeden Sonntag ein anderes. Gern und oft aber wurde die alte Wassermühle bei Unterschöningen aufgesucht, die „Schwarze Katze". Es saß sich auch gar zu gut in den anheimelnden Räumen der alten Wassermühle, die auch eine beliebte Gastwirtschaft war. Billig waren Speisen und Getränke. Und welch herrliche Aussicht weit über das Odertal hinweg bot sich von den oberen Fenstern. Nach Westen sah man den Stadtberg, der mit seinen bewaldeten Abhängen aus dem schluchtenzerfransten Höhenrand hervortrat.

„Schwarze Katze"? Eigenartiger Name für eine Wassermühle! Da mußte doch irgendein Geheimnis stecken. Man fragte den Wirt, fragte im Dorf diesen und jenen Alten nach dem Ursprung des so geheimnisvollen Namens. Endlich kam man auf die richtige Spur. Der älteste Einwohner des Dorfes wußte davon zu erzählen. Von Ahn zu Ahn hatte es sich überliefert. Im zwölften Jahrhundert stand auf dem Stadtberg eine umfangreiche Siedlung. Urnenscherben und ähnliche Funde haben ihr hohes Alter bestätigt. Otto von Bamberg, der Pommernapostel, hat sie im Jahre 1124 selber aufgesucht. Uralt ist auch die Wassermühle. Eine viel besuchte Gaststätte war sie schon immer. Aber den geheimnisvollen Namen führte sie damals noch nicht.



Das alte Mühlenrad ist noch erhalten geblieben



Nur ein Stein kündet noch von der „Schwarzen Katze"

Es war aber nicht ganz geheuer dort. Besonders in einem Zimmer sollte es „umgehen". Die Gäste ließen sich jedoch durch den Spuk, der in den Räumen der Mühle sein Wesen treiben sollte, nicht abschrecken.

Wieder einmal ging es hoch her in der Mühle. Musik und Gesang erfreuten die Gäste. Zu vorgerückter Stunde fand sich noch ein Gast ein. Ein Bärenführer war es, fremd in der Gegend, der für sich und seinen zottigen Begleiter um ein Unterkommen für die Nacht bat. „Ja, wenn Ihr mit dem Spukzimmer vorliebnehmen wollt", meinte der freundliche Mühlenwirt, „sonst wüßte ich keinen Platz." — „Ach, bleibt mir mit eurem Spuk vom Leibe", sprach der Fremde, „das sind doch nur Weibergeschichten. Also her mit dem Zimmer." Sprach's und ging hinein, während der Bär, gemütlich brummend, langsam hinter ihm hertrottete.

Vom nahen Kirchturm schlug es Mitternacht. Unruhig wälzte sich der Bärenführer auf seinem Lager. Plötzlich wachte er auf. Eine riesige schwarze Katze war zum Fenster hereingesprungen und wollte sich auf ihn stürzen. Doch sie hatte die Rechnung ohne den Bären gemacht, der zornig brummend den Störenfried hinausjagte. In der zweiten und dritten Nacht kam die Katze wieder, bis es dem Bären endlich gelang, sie zu erwürgen.

Jahrhunderte kamen und gingen. Die alte Wassermühle überdauerte die Zeiten, bis sie vor einigen Jahren einem Brande zum Opfer fiel. Nur das alte Mühlenrad ist erhalten geblieben. Und wenige Schritte entfernt steht unter Bäumen versteckt ein verwitterter Stein mit dem verblaßten Bild einer schwarzen Katze und einer gleichfalls verblaßten Inschrift, letzte Zeugen dieser alten Zeit.

In den Sommermonaten ist das nahe Wiesenufer bevölkert von Paddlern und Paddlerinnen, die hier ihre Zelte bauen und Wochenende feiern. Sie kommen von Stettin mit ihren Booten und suchen hier Erholung in der schönen Natur. Sie durchstreifen die schöne Gegend, holen sich Trinkwasser vom murmelnden Mühlenquell, steigen auch wohl auf den alten Stadtberg oder besuchen das alte Mühlenrad und den verwitterten Stein mit der schwarzen Katze. Unbekümmert um alte Spukgeschichten freuen sie sich der schönen Sommertage. Sie feiern ihr Wochenende bei dem beliebten Ausflugsziel einst und jetzt, bei der „Schwarzen Katze".









Die Anfangsbuchstaben, richtig zu einem Wort zusammengesetzt, nennen euch das Heim der Soldaten



Rätsel

Vorsetzrätsel

Schau, Mund, Halt, Mann, Made, Horn, Stanze, Land, Wetter, Kunde, Lade, Pulle, Sturz, Latte.

Vor jedes Wort soll eine der nachstehenden Silben gesetzt werden, daß neue, sinngemäße Wörter entstehen. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter nennen im Zusammenhang ein weihnachtliches Symbol.

a, am, bal, con, ed, hoch, her, in, mu, no, se, tau, um, war.

Gegensätze

Verlierer, gekocht, Westen, Saat, Stute, weinen, außen, Ordnung, bringen, letzter, senkrecht, Flut, Ausland, Tiefe, Schaden, Frage, Heide, dunkel, Berg, heiter, schaden.

Von den Wörtern sollen die zu ihnen im Gegensatz stehenden Wörter gefunden werden. Die Anfangsbuchstaben der gegensätzlichen Wörter nennen im Zusammenhang einen Glückwunsch an unsere Leser.

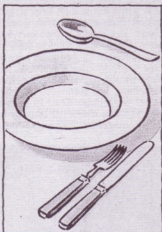
Was ist das?

Es hat's der Fisch, doch nicht der Affe,
Es ist in der Milch, doch nicht im Kaffee.
Die Irma trägt mich vorn am Kopf,
die Uschi hinten nur als Zopf.
In der Schule zuerst ihr mich lernen müßt;
acht' drauf, daß du nicht ein Strichlein vergißt!
Denn machst du das nicht, ach, herrjemine,
dann heiß ich so, wie dein kleiner „Zeh".

Was wir zu Weihnachten verzehren,
Das kann das Bergwerk nicht entbehren.

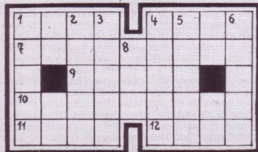
Mit dem Auto bin ich „ge"
neulich an den Bodensee.
Viel zu spät erst hab ich „er",
daß Bauarbeit die Straße sperr'.
Weil ich's nicht wußte, mußt' ich drum
ein großes Stück des Weges „um".

Unbenachbart ist sie nichtig;
erst der Nachbar macht sie wichtig.
Zehnfach steigt des Partners Kraft
nur durch ihre Nachbarschaft.



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Nachrichtenüberbringer, 4. soviel wie Unglück, 7. weibl. Vorname, 9. Ausdruck beim Billardspiel, 10. Ausgedinge, Ruhesitz, 11. Lebewesen, 12. soviel wie Schluß. — Senkrecht: 1. Ungar. Provinz, 2. Teil mancher Musikinstrumente, 3. Metall, 4. Teig, Masse, 5. Stadt im Rheinland, 6. Stadt in der Provinz Sachsen, 8. Material des Töpfers.



Auflösungen der Rätsel aus Heft 2

Bilderrätsel: Nilpferd, Orangen, Orchidee, Löwe, Elefant, Kaffee, Neger, Indianer. — Kolonien.

Wortversteckrätsel: Nur in der eigenen Kraft ruht das Schicksal jeder Nation.

Ergänzungsrätsel: Feld, Land, Insel, Eis, Gold, Erz, Roß. — Flieger.

Ein seltsamer Graf: Die Beistriche sind falsch gesetzt. Setze sie an die richtige Stelle, und der Graf scheint nicht mehr so lächerlich.

Silbenversteckrätsel: Wir sind vergänglich, aber Deutschland muß leben.

Treppenrätsel: 1. a) Spanne, b) r, c) Spanner, 2. a) Osten, b) de, c) Ostende, 3. a) Lore, b) Lei, c) Lorelei, 4. a) Dis, b) Kant, c) Diskant, 5. a) an, b) Tenne, c) Antenne, 6. a) t, b) Rainer, c) Trainer. — Soldat, Reiter.



Die Aufnahmen in diesem Heft sind von: Scherl (3), Weltbild (3), Rondophot (1), Tobis-Nicolai (6), NSV.-Reichsbildarchiv (5), H. Krause (2).

Herausgeber: Reichswaltung des NS.-Lehrerbundes, Bayreuth.
Hauptschriftleiter: Reichsamtsleiter Henrich Hansen, Stellvertretender Hauptschriftleiter: Heinz Görz, beide Berlin. Schriftleitung: Berlin-Tempelhof. Rücksendung unverlangter Manuskripte nur bei Rückporto. — Nachdruck verboten. — Verlag: Rheinische Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin W. 35. — Druck: H. A. Braun & Co., Berlin-Tempelhof. — Die Schülerzeitschriften des NSLB.: „Hilf mit!", „Deutsche Jugendburg", „Deutsche Jugendburg A".
Anschrift: Verlagsanstalt H. A. Braun & Co., Berlin-Tempelhof, Alboinstr. 19—23. Fernruf: Berlin 75 64 56.